

Christoph Merian Stiftung

Keine < Neue Basler Geschichte>

Autor(en): Markus Kutter

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1992

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/3fdec122-47e8-4966-b0b1-a76f53056931

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung. http://www.cms-basel.ch https://www.baslerstadtbuch.ch

Keine «Neue Basler Geschichte»

In einer Volksabstimmung haben die Basler Stimmberechtigten das Projekt einer «Neuen Basler Geschichte» deutlich abgelehnt. War es eine latente Forschungsfeindlichkeit, die Angst vor neuen Erkenntnissen, die Ablehnung von Teamarbeit resp. die Sehnsucht nach dem Erzähler, der Geschichte gleichsam literarisch erzählt? War es das falsche Konzept oder ganz einfach die Sorge um die Staatsfinanzen, welche die Basler und Baslerinnen Nein

zur historischen Reflexion sagen liessen? Im Vorfeld der Abstimmung kam es leider zu keiner Diskussion über die kulturelle und soziale Funktion der Geschichte, über deren Bedeutung und Aufgaben oder über die Forschungsrichtungen und Inhalte. Dass hier eine Chance vertan wurde, darüber sind sich heute zumindest die Befürworter und Gegner einig. Dazu die Beiträge von Markus Kutter und Philipp Sarasin. (Red.)

Markus Kutter

Die unterbliebene Debatte

Vor der Volksabstimmung war das Projekt einer Neuen Basler Geschichte nur in den organisatorischen Umrissen bekannt: 8,8 Millionen Franken hätte es kosten und eine ganze Gruppe von historischen Forscherinnen und Forschern über viele Jahre beschäftigen sollen. Was aber das eigentliche Forschungskonzept war, wo und wie neue Akzente hätten gesetzt werden sollen, wer die Sache schliesslich schreiben würde. und auf wie viele Bände mit welcher Unterteilung wir uns hätten gefasst machen müssen, blieb dem Grossen Rat, der das Projekt gegen den Antrag der Regierung durchbrachte, verborgen und war nur Eingeweihten bekannt. Also unterblieb die Debatte. Im dürftig geführten Abstimmungskampf ging es nur noch um das Geld. Das war eine der Sache eher unwürdige Diskussion. Nach dem unmissverständlichen Nein in der Volksabstimmung konnte man getrost oder eben ungetröstet die Akten schliessen. Somit erübrigte sich auch eine nachträgli-

che Debatte. Und die «Basler Zeitung» zeigte keine Lust.

Eigentlich schade. Zur Eröffnung der Ausstellung (Leben in Kleinbasel) am 25. August 1992 hielt Werner Meyer, Professor für mittelalterliche Geschichte, eine fulminante Rede mit dem Titel (Es war alles ganz anders). Falsch seien die in Basel gehätschelten Märchen über die Exklusivität der Mittleren Brücke, über die Bedeutung des Gotthardverkehrs für den Brückenschlag, über Basels Auseinandersetzung mit den Habsburgern und über die Vorgänge, die zum Erwerb des Kleinbasels führten. Also frug Meyer: «Lehnt man eine Neue Basler Geschichte ab, weil man Angst vor Erkenntnissen hat, die womöglich eine persönliche oder kollektive Identitätskrise auslösen könnten?» Das wäre eine Debatte wert gewesen.

Ein anderer Dozent der Basler Universität, Christian Simon, veröffentlichte im Buch Erfundene Schweiz, Konstruktionen nationaler Identität (Zürich 1992) einen Aufsatz über den Geschichtsbedarf im (französischen) Nationalstaat. Schon der Ausdruck (Geschichtsbedarf) lässt aufhorchen, noch mehr die Feststellung, dass die meisten Forscher immer an eine didaktische Nutzanwendung der Geschichte denken würden: erst im (staatlichen) Geschichtsunterricht scheine die Historie ihre wahre Bestimmung zu finden. Daneben gehe es darum, dass Identität ohne Mythen behauptet und verteidigt würde; Geschichtsbilder und Geschichtsdeutungen müssten der kritischen Analyse zugänglich sein. Über diese Antinomie (vereinfachtes Schul-Geschichtsbild gegen kritische Hinterfragung historischer Sachverhalte) hätte ein geschichtlich so deutlich abgegrenztes Gemeinwesen wie Basel schon debattieren dürfen.

Man kann sich fragen, ob der für den Schulbereich feststellbare Geschichtsnutzen die einzige, das blosse Wissen um geschichtliche Dinge transzendierende Funktion der Historie sei.

Peter Ochs, dessen Geschichtswerk in seinen Publikationsdaten schon den Umbruch der späten Aufklärung in das parlamentarische Bürgertum signalisiert, schrieb zwar auch Schulbücher, aber seine der Vaterstadt gewidmete Geschichte verstand er als eine politische Lektion. Gerade weil er von auswärts kam, sah er die Verhältnisse schärfer. Ihm war es unleidlich, dass seine Ratskollegen tradierten Geschichtsbildern anhingen, er war - modern gesagt ein Gegner imagologischer Basteleien. Wo die Zunftbrüder auf alte Gebräuche pochten, wo sich die Dreizehner Herren auf ihre überlieferten Rechte beriefen, trat er mit seinem historischen und juristischen Wissen dazwischen, rückte die Dinge in ihre verfassungsrechtlichen Zusammenhänge. Das interessierte ihn: wie sich eine Stadt Gesetze gibt und sie auch ändern kann. Mit dieser – aktuellen – Fragestellung trat er an die Geschichte. Man muss nachlesen, wie er etwa die Brücke vom sogenannten 91er We-

Relief der Clio,
Muse der
Geschichte am
Museum an der
Augustinergasse.



sen des 17. Jahrhunderts zur freiwilligen Revolutionierung Basels anno 1798 schlägt und sich dabei auf das in den Händen des Grossen Rates liegende Fundamentalgesetz beruft. Geschichte war für ihn Anweisung und Leitplanke für politisches Wirken. Dass er dabei bei seinen Ratskollegen, die sich immer wieder ertappt fühlen mussten, auf wenig Gegenliebe stiess, ist verständlich.

Es ist spannend, die Korrespondenz des Peter Ochs mit Johannes von Müller, dem Autor der «Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, nachzulesen. Du schreibst das grosse Umfassende, ich schreibe das kleine Beschränkte. Auf gleiche Weise setzte er sich von einer anderen Bezugsperson ab: «Isaak Iselin, mein Vorfahrer, mein Freund und mein Lehrer, schrieb die Geschichte der Menschheit: sein Nachfolger, sein Verehrer, sein Schüler liefert die Geschichte des kleinsten Theils derselben.» Und Ochs fährt fort: «Doch ferne sey die lächerliche Beymessung, als wenn ich diesem Werk einen ausgebreiteten Nutzen beylegen wollte!» Und er reduziert seine Ambition auf das Minimum: «... es ist selbiges überhaupt nur für Basler gemacht, und auf ihren Unterricht abgezielt.»

Nicht Identitätsstiftung, sondern Unterricht. Die andere Passion des Geschichtsschreibers Ochs ist die Einbettung der lokalen Geschichte in das übergeordnete Geschehen. Spiegelung und Reflex der Weltgeschichte in der Lokalgeschichte – dazu schrieb er jeweils die einleitenden Kapitel zu jeder Periode. So wird blosse Unterrichtung zur Aufforderung zum politischen Handeln, das der Geschichte gegenüber verantwortlich sein will. Dass damit nicht bloss ein konservatives, alte Zustände bewahrendes Politisieren gemeint war, hat Ochs sozusagen biographisch bewiesen.

Geschichte aber ist kein in sich selber feststehender und als solcher verfügbarer Bestand. Die Menge des Faktischen, das als abrufbare Vergangenheit zur Verfügung steht, ist unendlich. Damit daraus Geschichte als ein Wissen und Bewusstsein wird, muss diese Menge zum Bild werden. Ein Bild ist immer Reduktion, Vereinfachung; seine Elemente müssen untereinander in Beziehungen treten. Auch entsteht ein Bild erst dann, wenn ich mit Fragen an die Menge des Faktischen trete. Wie war es eigentlich?, ist nur eine der möglichen Fragen. Warum kam es so, wer ist schuld daran? – das sind ähnliche Fragen. Was haben wir bisher übersehen, wie müssen wir das verstehen, welche Kräfte stehen im Hintergrund? – auch das sind Fragen an die Geschichte. Sie sind immer solche von heute. Weil die Aktualität sich ändert, ändern sich auch die Fragen. Von daher kann jede einmal geschriebene Geschichte immer wieder neu geschrieben werden. Nichts spricht in diesem Sinn gegen eine «Neue Basler Geschichte».

Die Fragen aber, die im Forschungskonzept der «Neuen Basler Geschichte» an die Menge des Faktischen gestellt wurden, machen stutzen. Eine städtische Gesellschaftsgeschichte ist angestrebt, hier sollen die Kulturen, Denkformen und Mentalitäten als konstitutiver Teil der Stadtgesellschaft begriffen werden. Gesellschaftlicher Wandel ist auch als ein Verlust an Lebensmöglichkeiten zu bilanzieren. Als soziale Differenz sollen die sozio-ökonomischen, politisch-juristischen und kulturellen Bedingungen, Regeln und Codes einzelner Gruppen dargestellt werden. Unter das Stichwort Geschlecht fallen Untersuchungen über die Wahrnehmungen des jeweils anderen Geschlechts, über die soziale Konstruktion von Geschlecht und über die «Organisation von Wahrnehmungen durch die Konstruktion der bipolaren Differenz von männlich und weiblich in den verschiedenen Diskursen». Als Forschungsebenen tauchen Raum und Räume, Arbeit und Markt, Offentlichkeit versus Privatheit, schliesslich Ereignisse und Konflikte auf.

Gegen solche methodischen Ansätze – hier sehr verkürzt wiedergegeben – ist nichts zu sagen; sie sind so legitim, wie sie sich nachher als stichhaltig erweisen. Aufmerken aber wird man, wenn als mögliche sogenannte Macro-Ereignisse der jüngsten Vergangenheit die Verfassungskämpfe von 1875 und 1890, die Einführung des Proporzes von 1905, die Trennung von Kirche und Staat 1910, der Landesstreik von 1918 und der Generalstreik von 1919, der Sieg des Roten Basel 1935 und die Wiedervereinigungskämpfe (wieso Kämpfe?) von 1960/9 enumeriert werden – «ohne Verbindlichkeit und Vollständigkeit». Gerade im Hinblick auf neue Strukturen der städtischen Gesellschaft darf

man sich fragen, ob nicht die Erschliessung Basels durch drei Eisenbahnlinien, der Übergang vom Seidenband zur Schappe und dann zur Chemie, die Aushebelung des alten Bürgertums durch die Zuzüger, die Auslagerung von Fabrikationsstätten in die Vorstadtszonen, die Technisierung von Infrastrukturen wie Wasser, Gas, Elektrizität und Telefon, das Aufkommen von Pendlern und die Agglomerisierung der Stadt geschichtsträchtigere und aussagefähigere Blickpunkte ergäben.

Unsere Geschichtsschreibung ist seit zwei Jahrhunderten im wesentlichen eine nationalstaatliche. Nur unter dem nationalstaatlichen Dach ist sie auch eine lokale. Ochs schrieb noch über die Stadt und Landschaft Basel, seit der Kantonstrennung ist die Basler Geschichte Stadtgeschichte geworden. Heute lockern sich nationalstaatliche Bande, von einem Europa der Regionen ist die Rede. Eine «Neue Basler Geschichte> hätte ich mir als eine Geschichte des oberrheinischen Basel vorstellen können, also die Geschichte gerade dieses Dialoges zwischen übergeordneten Herrschaftsbereichen mit Grenzen und deren Relativierung durch die regionale Zusammengehörigkeit, die auch eine solche der Codes und der in ihnen ausgedrückten Vorstellungen ist. Ich werde den Verdacht nicht los, dass das Forschungskonzept der «Neuen Basler Geschichte» unter den Stadt-Land-Beziehungen das Verhältnis zum Nachbarkanton Basel-Landschaft versteht. Für mich hätte es zuerst das Verhältnis zur Markgrafschaft und zum Breisgau, zum Oberelsass und zum Sundgau, zum Wiesental und zu Hüningen sein müssen. Es wären die Renten aus dem

Elsass gewesen, die Kapitalinvestitionen im unteren Wiesental, die Holz- und Bürstenlieferanten aus dem Schwarzwald, das Beziehungsgeflecht zwischen Bürger- und Adelsfamilien rund um die Stadt in ihren Verhältnissen zu Dienstboten, agrarischen Lieferanten und den Arbeitern der ersten Manufakturen. Unsere gewohnte nationalstaatliche Perspektive ist einäugig, sie entwirft Bilder ohne Tiefe. Eine Regio-Geschichte wäre eine wirklich neue Basler Geschichte gewesen.

Geschichte kommt von Geschichten erzählen, Clio ist eine Muse. Dem Forschungsprojekt der Neuen Basler Geschichte> fehlte nicht der kritische Ehrgeiz, aber ihm fehlte die erzählerische Lust. Es wollte hinterfragen, relativieren, entmythologisieren. Die Legitimität solcher Zielsetzungen steht ausser Zweifel, aber sie gehören in die universitäre Geschichtsforschung und nicht in eine separate, vom Staat getragene Institution, die unter dem Stichwort 500 Jahre eidgenössisches Basel antreten will. Eine neue Basler Geschichte muss gewiss geschrieben werden, das 19. Jahrhundert, letztmals durch Paul Burckhardt dargestellt, bedarf der Wiederaufarbeitung, das 20. Jahrhundert braucht in seiner erstmaligen Aufarbeitung ganz neue Gesichtspunkte, um die bisher erforschten Sachverhalte in ein Gesamtbild zu überführen. Unbestritten ist dabei, dass es dazu spezialisierter Forschungen bedarf, aber nicht weniger braucht es einen Autor oder eine Gruppe von Autoren, die das dann zu schreiben wissen. Und die dies mit dem erwünschten Engagement tun.